

Der zweite Tag

Diesmal bin ich allein, als ich die Augen öffne, kein Dr. Servant wacht an meinem Bett. Ein diffuses Tageslicht hat die künstliche Beleuchtung abgelöst. Ich fühle mich matt, zwar etwas besser als beim letzten Aufwachen, weniger schwach und müde, aber immer noch leer. Die Leere sitzt nun in der Körpermitte, strahlt aus in Arme und Beine, in den Kopf. Ich bleibe noch eine Weile ruhig liegen und versuche nachzudenken, habe wieder die Vorstellung eines leeren Raumes, in dem verstreut, zerzaust wie verirrte Vögel meine Gedanken flattern. Welch seltsames Bild und meinen Denkprozessen fremd. Ich bin ein rationaler Mensch, denke in Begriffen, nicht in Bildern.

Denken, Dr. Servant hat es mir verboten, mir stattdessen Schlaf und angenehme Träume empfohlen. Ich erinnere mich undeutlich an einen Traum. Da waren Bilder aus früher Kindheit, eine Märchenhandlung, nicht unangenehm, trotzdem, für mich nutzloser Zeitvertreib.

Zufrieden registriere ich, wie sich mein Verstand klärt, Begriffe an Stelle der wirren Bilder treten, das kritische Denken allmählich seinen alten Platz einnimmt, und ich mache eine Bestandsaufnahme meiner Situation. Noch bin ich ungestört. Falls Monitore meine Körperfunktionen überwachen, wird man bald bemerken, dass ich nicht mehr schlafe und mir erneut einen Besuch abstatten.

Ich frage mich: Wer bin ich? Und gebe mir die Antwort – Jason Brandt, Doktor der Rechtswissenschaften, Anwalt für Patentrecht, Begründer der Kanzlei Brandt, Vincent und Nagy, ein Begriff an der ganzen Westküste, seit dem sech-

zigsten Lebensjahr erfolgreicher Koordinator, ich erinnere mich. Das Denken funktioniert. Da ist noch mehr: Mitgliedschaft in der MENSA, bei verschiedenen Gesellschaften der New Technology, ein Firmenname taucht auf, die GEN-IM-Corporation, und plötzlich zerfasert die Erinnerung, Neuroverbindungen lösen sich unter meinem suchenden Geist, zerflattern...

Was hat mich in diese Situation gebracht? Ich versuche meine Gedanken erneut zu fassen, Gedächtnislücken zu füllen, vergeblich. Es muss ein Unfall gewesen sein. Teilweise Amnesie durch Unfall. Für den Moment gibt sich mein Gehirn mit der Erklärung zufrieden, eine logische Erklärung. Ich bin Pragmatiker, ein kühler Rechner, der Erfolg gab mir bisher Recht. So widme ich meine Aufmerksamkeit anderen Objekten, analysiere den Zustand meines Körpers und die unmittelbare Umgebung.

Mein Lager, eines der modernen multifunktionalen Krankenhausbetten, Ablageflächen an den Seiten. Ich drehe mich vorsichtig und merke, wie sich die Unterlage anpasst, federleicht, als drücke sie nicht das Gewicht eines menschlichen Körpers, ideal für Komapatienten. Hände, meine Hände tasten nackte Haut, streichen über von Wundspray verschlossene Flächen, berühren Pflaster, unter denen ich winzige Erhebungen spüre, kein Teil von mir, schmerzloser Widerstand. Die rechte Hand ergreift die linke, der Daumen tastet um das Handgelenk, stockt. Der Zeigefinger greift nach, gleitet am Rand einer Manschette entlang, die glatt das Handgelenk umschließt, scheinbar ohne Anfang und Ende. Vorsichtig ziehe ich die Hand unter dem Laken hervor, halte sie dicht vor Augen. Tatsächlich eine Art Manschette, ein weißlich schimmernder Kunststoffreif, so leicht und anschmiegsam, dass ich ihn beim ersten Erwachen nicht gespürt habe. Ein Gerät zur Überwachung der Körperfunktionen? Ich drehe die Hand,

betrachte den Reif von allen Seiten, halte dann den Handrücken ans rechte Ohr, sodass er sich an Wange und Kinn schmiegt, und weiß, es ist mehr als ein einfaches Diagnosegerät: Eine sanfte, kaum merkliche Energie geht davon aus, beruhigend streicht sie über mein Gesicht, fließt durch die Poren der Haut, durch Adern und Kapillaren, verliert sich in Nervenzellen, Gefährte der RNS. Alles ist so einfach, so angenehm, und die Dinge? Sie sind, wie sie sind. Basta! Ich lege die Hand zurück auf die Bettdecke, bin zufrieden. Alles wird sich auflösen, mit meiner Hilfe oder ohne mich.

Für kurze Zeit muss ich die Augen geschlossen, mich dem Nichtdenken überlassen haben. Als ich erneut aus der Leere auftauche, auf die gegenüberliegende Wand schaue, sehe ich eine glatte, cremefarbene Fläche, leer bis auf kniehöhe, zartgelbe Podeste: Kunststoff. Daneben ein nur wenig höheres Regal, gleichfalls gelber Kunststoff. Es mündet in einen schmalen Eckschrank, der sich zu meiner Rechten in einer geschlossenen Schrankzeile fortsetzt. Irgendwo in dieser Schrankwand befindet sich die Tür, durch die Dr. Servant mich vor einigen Stunden verließ.

Mein Blick kehrt zur gegenüberliegenden Wand zurück. Eine kaum merkliche Wellenbewegung, ein punktuell Kreisen und Zittern enttarnt die cremefarbene Leere als riesige Bildwand, vielleicht auch eine Reihe unterschiedlicher bildgebender Flächen. Doch kein Zeichen von Bedienungselementen, Verkabelungen und Leitungen.

Mein Interesse ist geweckt, und ich bedauere meinen hilflosen Zustand; denn obwohl ich mich schwach und buchstäblich an mein Lager gefesselt fühle, somit ein Fall für die Intensivmedizin, bemerke ich keine Kabel, die meinen Körper mit den lebenserhaltenden Maschinen verbinden müssten. Auch von diesen und ähnlichen Systemen ist nichts zu sehen. Eine einzige unscheinbare Verbindung zwischen

Bett und Wand, ein dünner Schlauch nur, verschwindet im Regal unter der Bildwand. Vielleicht befindet sich die Technik am oberen Ende meines Bettes?

Ich wende mühsam den Kopf und sehe eine Gebirgslandschaft im ausdrucksstarken, flotten Pinselstrich der Primamalerei, die Farben Grün, Blau und Violett ungemischt leuchtend aufgesetzt: eines der Alpenmotive Ernst Ludwig Kirchners. Ich schätze die alten Expressionisten und hatte vor einigen Jahren zwei Kirchner-Originale der National Gallery geleast. Beim genauen Hinsehn scheinen Farben und Konturen zu verschmelzen. Auch dies eine Illusion!

Schließlich das Fenster. Es nimmt die ganze Seite zu meiner Linken ein, doch außer einem milchig weißen Licht kann ich nichts erkennen, das Material der Scheiben hindert jeden Durchblick. Dabei ahne ich längst, wo ich bin. Die Anwesenheit Dr. Servants ist der Schlüssel.

Der Blick zur Rechten beschert mir eine Überraschung, mehr noch, ich bin für einen Augenblick fassungslos und will es nicht glauben: Im freien Raum, doch nicht weit von der Wand mit der automatischen Essensausgabe dreht sich ein ovaler Gegenstand. Glatt, honiggelb, von Innen leuchtend, birgt er im Innern eine Komposition filigraner Strukturen. Ein langer, dunkel gebänderter Hinterleib; durchscheinend, mikroskopisch fein geädert die Flügel, zwei dornenbewehrte Beinpaare, riesig schillernde Facettenaugen, als wollten sie die Beute vieldutzendfach spiegeln, die mächtigen Zangen der Oberkiefer, bereit, das Opfer zu zerreißen und im Fluge zu verschlingen: eine Großlibelle aus dem Tertiär, 50 Millionen Jahre alt, vielleicht mehr, die Imago in ihrer vollendeten Form und Schönheit, und ihr goldener Sarg ein Bernstein, wie ich ihn größer und klarer noch nicht gesehen habe. „Ein makellostes Stück, finden Sie nicht auch? Und als Holographie kaum zu übertreffen, wenngleich die Aura des Originals für Sie noch fehlen mag. Dazu müssten Sie

allerdings nach Europa reisen, in eine kleine Exklave am Baltischen Meer, interessantes Fleckchen mit wechselvoller Geschichte: gehört politisch zur Russischen Republik, wirtschaftlich seit einigen Jahren zur Eurozone, ein heftig umstrittenes Experiment und inzwischen eine Erfolgsstory. Das Original ist in der Museumsabteilung der Kant-Universität zu besichtigen.“

Von der gegenüberliegenden Wand grinst Dr. Servant wohlgefällig auf mich herab, hinter ihm das eintönige Flimmern einer leeren, stummen Bildwand, nein, für den aufmerksamen Beobachter nicht ganz leer. Auf einigen Feldern huschen farbige Punkte und Linien, wechseln Zahlenreihen und graphische Darstellungen, dazwischen Aufnahmen aus Zimmern wie dem meinen, mit den zugeordneten Monitoren. Dr. Servant bemerkt meinen Blick, lächelt nicht mehr. Er hebt entschuldigend die Schultern, breitet leicht die Arme aus.

„Ich weiß, dass Sie mich sehn können, so wie ich Sie sehe. Es war nicht meine Absicht, unangemeldet in Ihr Zimmer zu plätzen. Aber mit einem Mal spielten Ihre Daten verrückt: Atmung, Blutdruck, Puls und Herzschlag. Wir hätten Ihnen angesichts unserer kleinen Aufmerksamkeit bessere Nerven zugetraut.“ Er hat seine fröhliche Sicherheit wiedergefunden, zwinkert mir jugenhaft zu.

„Wie ich merke, beschäftigen Sie sich gedanklich bereits mit Ihrer Umgebung.“ Wie merkt er das?

„Eine wundervolle Gelegenheit, Sie mit den technischen Einrichtungen vertraut zu machen. Passen Sie auf!“ Eine unsichtbare Kamera schwenkt von seinem Sitzplatz fort, wandert über eine endlos scheinende Reihe von Monitoren, die meisten verdunkelt. „Glauben Sie nicht, dass die Technik schläft. Alle Lebensregungen der mit ihr verbundenen Personen werden aufgezeichnet, bei Bedarf abrufbar, auch meine. Sehn Sie!“ Seine Gestalt taucht wieder auf. Er weist

auf ein kleineres Areal in Augenhöhe, wo ich die typischen Zacken der Hirn- und Herzaktivität erkenne, darunter Diagramme und Zahlenreihen, vertieft sich einige Sekunden in das Bild. „Optimale Werte, das System hat sich wieder beruhigt, vorzüglich, nach dem Schrecken, den Sie mir eben eingejagt haben!“

Er wagt es tatsächlich, vorwurfsvoll zu schauen.

„Bei Gefahr, wenn – aus welchem Grund auch immer – die Körperfunktionen den Normbereich verlassen, werden wir gewarnt, und die Monitore leuchten auf. Was Norm ist, bestimmen natürlich wir, von Fall zu Fall. Sie wurden besonders differenziert eingestellt.“ Er beugt sich vor, riesig, überlebensgroß, und blickt mir tatsächlich tief in die Augen. Auf welchem Bildschirm, welcher Wand, und wie groß mag ich ihm erscheinen?

„Glauben Sie mir, Jason, mir liegt viel an Ihnen.“ Ich glaube ihm. Alles spricht dafür, meine Unterbringung, die technische Fürsorge, das, was ich noch nicht weiß.

Ich werde es erfahren – und mühsam, noch ohne Stimme, spreche ich, flüstere mein erstes Wort: „Warum?“

„Jason!“ Er nennt mich wieder beim Vornamen. Seit wann sind wir so vertraut?

„Seien Sie nicht ungeduldig. Alles braucht seine Zeit, und Sie sind erst vor wenigen Stunden aus dem Koma erwacht. Ich verspreche Ihnen, Sie werden erfahren, was Sie wissen müssen, doch alles zu seiner Zeit.“

Das übergroße Bild Dr. Servants schrumpft auf Normalmaße, die bewegten Bilder hinter den Konturen seiner Gestalt verschwinden, stattdessen füllt sich die Wand in ihrer ganzen Breite mit den Apparaturen der Intensivmedizin, ich sehe die Schläuche und Kabel, die mich während der vergangenen Tage, vielleicht Wochen versorgten: weniger als erwartet. Ein Monitor zeigt die Kopfseite meines Bettes. Das Kirchnergemälde, die Holographie, aufgelöst, verschwunden, als

hätten sie nie existiert, an ihrer Stelle weitere Exponate unseres technischen Zeitalters. Dr. Servants Abbild schweigt für einige Sekunden, sieht mich erwartungsvoll an. Offensichtlich wartet er, bis ich mich an mein verändertes Zimmer gewöhnt habe, bevor er weiter spricht.

„Die meisten unserer Klienten schätzen diese Umgebung nicht. Sie wünschen die Annehmlichkeiten der Technik, fürchten oder verachten aber ihren Anblick. Deshalb geben wir ihnen auf Wunsch die Illusion ihrer bevorzugten Umwelt. In Ihrem Fall haben wir uns selbstverständlich auch Ihren Interessen angepasst. Außerdem: Ihre Funktionen sind stabil, die Sensoren auf Ihrer Haut liefern zuverlässige Werte, das heißt, wir können die künstliche Ernährung einstellen. In den nächsten Tagen müssen Sie sich noch beim Essen und den hygienischen Verrichtungen helfen lassen. Wir haben außerdem ein Bewegungsprogramm für Sie ausgearbeitet, und wenn Sie sich unterhalten oder informieren möchten, äußern Sie Ihre Wünsche. Das Programm, ach, was sage ich, die ganze Einrichtung hört auf Ihre Stimme. Versuchen Sie es!“

Diesmal bin ich nicht überrascht. Stimmerkennung ist sozusagen ein alter Hut; ich habe mein Haus, Autos und Flugcar, fast alles, was mich im Alltag umgibt, darauf abgestellt. „Später. Zeigen Sie mir erst, wo ich mich befinde. Ich möchte außerdem aus dem Fenster sehn.“

Lächeln. Die Intensivstation verschwindet, cremefarbene Leere, dann erneut bunte Wirbel, die sich beruhigen, zu einer Komposition von zartfarbenen Flächen und Linien ordnen: Wassily Kandinsky. Nicht weit davon Dr. Servants lächelndes Abbild:

„Wie ich sehe, gefallen Ihnen die Bilder. Wir haben uns den Wünschen Ihres Leasingvertrags angepasst. Sie können die Wanddekoration jederzeit nach Ihrem persönlichen Geschmack verändern. Aber wollten Sie nicht eine Frage

beantwortet haben? Wenn Sie Ihren Aufenthaltsort näher kennenlernen möchten, dann schauen Sie nach oben.“

Ich sehe nach oben, zur Zimmerdecke hinauf – und hinab. Weit unter mir das Meer, darin eine Inselgruppe, auf die ich rasend schnell zufalle. Der rasende Sturz verlangsamt sich, wird abgebremst, ich schwebe über einem Plateau; ausge dehntes Busch- und Grasland, junge Bäume, sogar ein kleines Wäldchen sehe ich, ringsum begrenzt von einer felsig zerklüfteten Küstenlinie, winzige Buchten mit weißen Sandstränden dazwischen, davor im Wasser vereinzelt Felsen. Die Luft duftet nach Meer und Wind, nach Pinien, Frühlingsblüten und frischem Gras, ich schmecke Salz, höre den Schrei einer Möwe und über allem den ewig gleichen Rhythmus der Brandung: die See. Bis auf einen Gebäudekomplex mit Tennisplatz und kleiner Rollbahn am Rande des Wäldchens zeigt die Insel keine Spuren einer Besiedlung. Meine Ahnung hat mich nicht getrogen.

Es ist die Insel! Der Campingplatz wurde vor Jahren aufgegeben, wie ich weiß. Wieviel mögen sie den Behörden, den Naturschützern auch dafür gezahlt haben? Und für die Erlaubnis zum Bau der Klinik sowie des Forschungszentrums? Besserer Schutz der Natur, der endemischen Arten; kleine Gruppen von Naturfreunden, die selbstverständlich unter Leitung von Experten für einige Stunden auf ausgesuchten Wegen wandern, die Robbenkolonien besichtigen dürfen. Oh, ich kenne ihre Argumente, habe selbst geholfen, sie zu formulieren.

Ich würde mir die Gebäude gerne näher ansehen, doch abrupt erlischt das Bild. „Genug für heute! Die Vier-Sinne-Fassung strengt an, und sie sind Rekonvaleszent. Wenn Ihnen weiter nach Aussichten zumute ist, blicken Sie aus dem Fenster. Sie können die Durchsicht jederzeit selbst regulieren.“

Dr. Servant weist auf die opake Lichtwand zu meiner Linken, und ich folge seinem Fingerzeig: Das diffuse Licht klart auf

und sammelt sich an einigen Stellen, verdunkelt an anderen. Konturen bilden sich, das Geländer eines Balkons, das obere Drittel durchscheinend, und aus der Höhe des zweiten oder dritten Stockwerks streift der Blick hinweg über Bäume des kleinen Wäldchens, über welliges Grasland, den felsigen Steilhang hinaus aufs Meer: Glatt und scheinbar unbewegt bis zum Horizont liegt es unter mir, auch eine Täuschung. Gischtumsprühte Felsen weiter draußen verraten mir, dass es wie überall vor der Küste tief unten seine Kräfte sammelt zum ewigen Ansturm auf das Land.

Der Himmel. Dem aufsteigenden Nebel verschwistert, hinter Wolken zum Horizont rotgoldenes Leuchten, lichtdurchflutete Räume, strahlende Durchbrüche, die Ränder weißgold gezeichnet, und von links nach rechts hinein ins Herz der Sonne zielt mit gleichmäßigem Flügelschlag ein Pfeil großer Zugvögel.

Ich stocke. Was ist mit meinen Gedanken? Die barocken Bilder, der sentimentale Kommentar. Ich pflege die Natur zu analysieren, nicht schwärmerisch zu erhöhen.

Die freundliche Stimme unterbricht meine Überlegungen. „Sie äußern sich ja gar nicht. Dabei haben wir Ihnen eines unserer schönsten Zimmer gegeben. Perfekter Ausblick nach Südwesten, relativ wenig Wind und Nebel. Wenn es Ihnen besser geht, können Sie Ihr Frühstück auf dem Balkon einnehmen, dabei ein Morgenkonzert oder die Weltnachrichten hören oder Ihre Geschäftsbeziehungen pflegen.“ Pause. „Na ja, mit Letzterem warten wir besser noch. Sie werden verstehen, dass wir Ihren Geschäftspartnern den elektronischen Zugang vorerst verwehren müssen. Ihre Firma läuft auch ohne Sie, schließlich haben Sie alle Vorgänge perfekt rationalisiert.“ Das bin ich also, der homo oeconomicus, der sich selbst überflüssig macht...

„Im Vertrauen, für einige Tipps zur besseren Organisation meines Arbeitsplatzes wäre ich Ihnen dankbar.“ Eine weit

ausholende Geste über Projektionswände und den wohl aufgeräumten Schreibtisch. Er scheint zu scherzen.

„Bei Gelegenheit können Sie die Genesungswünsche sichten – und die Beileidskundgebungen, die in Ihrer Kanzlei eingingen. Sie wussten nicht, wohin sonst damit...“

Ich verhöre mich nicht, er kichert bei diesen Worten.

„Tatsache ist, man hat Sie anfangs für tot gehalten.“ Wieder ernst: „Ohne uns wären Sie es auch. Aber Sie leben und sind niemand verantwortlich außer uns.“

Dr. Servant lächelt erneut, aber es klingt wie eine versteckte Drohung. Er reibt sich die Hände, verschränkt die Finger:

„Damit Sie schnell zu Kräften kommen, wird Ihnen gleich Ihre erste Mahlzeit serviert. Meine Assistentin mag Ihnen weitere Auskunft geben. Ich darf mich bis später...“

„Nein!“, sage ich und halte ihm die Linke mit dem seltsamen Armreif entgegen: „Was ist das?“

Er scheint für einen Augenblick unangenehm berührt, sekundenlanges Schweigen. Dann: „Gut, ich werde es Ihnen schon jetzt erklären, irgendwann müssten sie es doch erfahren. Dieses Gerät übermittelt nicht nur Ihre Körperfunktionen, es reguliert sie und – worauf wir besonders stolz sind – es wirkt ausgleichend aufs Gemüt, also auf den Hirnstoffwechsel, ganz ohne Medikamente oder Drogen und deren lästige Nebenwirkungen. Wir stimulieren angenehme Erinnerungen und gute Gefühle, eliminieren schlechte Träume und seelischen Schmerz. In den vergangenen Stunden haben wir Ihnen wahrscheinlich freundliche Erinnerungen an Ihre Kindheit verschafft. Habe ich Recht?“

Und wie Recht du hast, Henry. Das Ding funktioniert, wie du es beschreibst. Es beschert angenehme Traumbilder. Aber auch an Abgründe hat es mich geführt, nur mich gehindert hinabzublicken. Mir schaudert, das heißt, ich denke, mich müsste schaudern, wenn, ja, wenn Henry es nicht gut mit mir

meinte. Wie konnte ich ihm nur einen Augenblick misstrauen. Er spricht so überzeugend und interessant.

„Übrigens der Psychoformer funktioniert nach dem Prinzip des Bio-feed-back, einer Methode aus dem letzten Jahrtausend, die wir optimiert haben: Jeder Alptraum, jede ungewollte, unangenehme Vorstellung teilt sich über körperliche Reaktionen mit, und Instrumente zeigen es an. Änderung von Pulsschlag, Hautwiderstand, Schweißabsonderung sind nur die größten. Doch während beim historischen Bio-feed-back der Patient in langer Schulung lernen musste, körperliche Prozesse zu beeinflussen, steuert sich der Psychoformer selbsttätig, wandelt negative Emotionen in positive um, schmerzliche Befindlichkeit in zumindest interessante, wenn nicht lustvolle. Er beherrscht alle denkbaren Zustände, und sollten seine Maßnahmen nicht fruchten, führt er Sie in einen tiefen Schlaf, aus dem Sie in der Regel gutgelaunt und seelisch gestärkt erwachen. Glauben Sie mir: Sie dürfen uns getrost Ihre Sorgen überlassen.“

Er grüßt. Das Bild erlischt.

Eine Weile starre ich auf die leere Wand. Ob man mich noch beobachtet? Er verlangt Glauben von mir, doch wenn mich Erinnerung und Überzeugung nicht trügen, bin ich kein gläubiger Mensch, gehöre keiner religiösen Gruppierung an, schon gar nicht den Traditionalisten. Ich betrachte das Leben als ein Rechenexempel, habe stets nur meinen Analysen vertraut. An Wunder, selbst in der alltäglichen Erscheinungsform als Glück habe ich nie geglaubt.

Auch was sich in diesem Moment sportlich schlank auf der Bildwand präsentiert, ist kein Wunder, sondern Dr. Servants Assistentin, eine technisch perfekte Nachahmung der Realität. Auf Figur geschnittener schmaler Hosenanzug, lackschwarzes halblanges Haar, die Gesichtszüge so ebenmäßig, wie es nur die Kunst, nie die Natur vermag. Kurz: Ihr Äußeres verrät einiges über Henry Servants

Einführung in meinen Geschmack, und sie erinnert mich plötzlich an Glenn.

„Guten Morgen, Dr. Brandt, ich bin da, Ihre Fragen zu beantworten und Sie in fast jeder Hinsicht zu unterstützen.“

Das ‚fast‘ nehme ich amüsiert zur Kenntnis: differenzierte Programmierung!

„Mein Name ist Vera, aber Sie dürfen mich auch anders nennen.“

Vera. Der Name gefällt mir wie die ganze künstliche Person. Ich erwarte, dass sie persönlich wird, mich Jason nennen möchte, doch nichts dergleichen geschieht. Henry Servant weiß, dass mir jede Form eiliger Zutraulichkeit widerstrebt. Er selbst hat es am Anfang unserer Bekanntschaft erfahren, als er mich vorschnell mit Vornamen ansprach, wie in diesem Lande üblich. Für mich galt noch nie das Übliche.

Vera blickt mich erwartungsvoll an, und ich verstehe. Sie erwartet meine Antwort, ob ich sie umbenennen möchte. „Danke, wir belassen es bei Vera, der Name klingt vielversprechend. Was erwartet mich jetzt?“

„Ihre Mahlzeit ist bereitet. Auf ärztliche Anweisung können wir Ihnen allerdings heute keine Auswahl bieten. Bitte antworten Sie mit ‚Ja‘, wenn wir servieren dürfen.“ Ihre Stimme erinnert mich an meine Kindheit: angenehm, gepflegtes Amerikanisch, wie ich es spreche, wie in meiner Geburtsstadt Boston üblich. Sie denken wirklich an alles, und meine Hochachtung für Dr. Servant steigt. Unvermittelt spüre ich Spottlust. Fürchtet er vielleicht, texanischer Slang könnte mir den Appetit verderben?

Vera hat mein rostiges ‚Ja‘ akzeptiert; denn wenig später öffnet sich die Tür, und eine junge Frau bringt die Suppe für den Rekonvaleszenten, grüßt: „Wie geht es uns denn heute?“, stellt das Tablett auf der schwenkbaren Ablagefläche ab, bringt mit einem Knopfdruck mich mit meinem Bett in die gewünschte Position, und mit einem

freundlich energischen „Und jetzt essen wir eine kräftige Gemüsesuppe!“, beginnt sie mich zu füttern. Bei aller Technik, allem Komfort moderner Krankenpflege, manche Dinge ändern sich nicht...

Während sie mich füttert, sorgsam und schweigend die Gemüsesuppe Löffel für Löffel in meinem folgsam geöffneten Mund ablädt, ertappe ich mich bei dem Gedanken, wie ihre Brust unter dem hellgrünen Kleid ausseh'n mag; ich möchte meinen Kopf an sie schmiegen und mit geschlossenen Augen mich der weichen Stütze anvertrauen.

Ungewöhnliches Verlangen für jemand, der Menschenansammlungen meidet, körperliche Berührung scheut, von den Gelegenheiten zum sexuellen Ausleben abgeseh'n. Ich schüttele den Kopf, und die Suppe fließt statt in den Mund über meine linke Wange.

„Aber wir wollen doch nicht kleckern, oder sind wir schon satt?“ Sie wischt mit einer angefeuchteten Serviette mein Gesicht ab. Meine hilflose Lage ist beschämend... oder nur komisch? Der Pragmatiker in mir beschließt anzunehmen, was er nicht ändern kann, vorerst...

Jetzt liege ich wieder flach und frage mich, ob die Leere in meinem Kopf nicht zu einem Gutteil von einem leeren Magen kam, ziehe die Luft ein und meine noch etwas von ihrem Duft zu spüren, junge Weiblichkeit, vermischt mit feiner Seife und einer Spur Desinfektion. Eine insgesamt erfreuliche Erfahrung, zumal ich nicht mit einer realen Pflegerin rechnen konnte.

Ich mustere das Speiseterminal mit der mechanischen Esshilfe neben meinem Bett. Offensichtlich gilt die automatische Essensausgabe nicht für alle Patienten: wieder ein Beweis für die Wertschätzung, die ich genieße, oder sollte ich eher sagen, für den Wert, den ich darstelle? Meine Esshilfe aus Fleisch und Blut – ohne ein weiteres persönliches Wort, ohne Fragen abzuwarten, hat sie mich verlassen, also

frage ich mich: Folgt sie einem Gebot der Klinikleitung? und: Wie erfreulich mag mein Anblick für sie gewesen sein?

„Ein Spiegel!“ Ich muss mein Erscheinungsbild kontrollieren. Die Projektionswand zeigt das Zimmer, das Bett, unter dem Laken die Umrisse einer Gestalt, darüber Schultern, Hals und Kopf. Zuerst erkenne ich mich nicht: kahlglatte Schädel, unter dem Wundspray ein roter Strich, die fast verheilte Kopfwunde, das Nasenbein verändert, breiter und leicht gebogen, wie nach einem frischen Bruch, hager die Gesichtszüge, Zweitagesbart. Doch ich bin es, und selbst in diesem Zustand sieht man mir mein Alter nicht an; du wirst einfach nicht älter, sagte sie beim Betrachten einiger Fotos, die mich kurz nach Eröffnung der Kanzlei zeigten. Sie? Wer ist...?

Mein Abbild gefällt mir zusehend besser. Wenn ich es recht bedenke, meinte es die Natur gut, als sie mir ein gewinnendes Äußere verschaffte, keine Notwendigkeit, mich unter das Messer eines Schönheitschirurgen zu begeben; die Haut immer noch gebräunt vom gemeinsamen Urlaub. Ich überlege. Gemeinsam? Wie bin ich hierher gekommen? Waren wir nicht in einer Stadt, lockere Bebauung, zahlreiche Galerien? Dann in einem fremden Wagen? Meine Schläfe pocht. Etwas wie Schmerz will sich melden, sofort überlagert von einem sanften Schleier... Nicht denken! Dr. Servant beugt sich über mich, droht freundlich mit dem Zeigefinger. Der Zeigefinger zuerst, dann sein Gesicht dahinter, alles verschwimmt, zuletzt das Lächeln. Es löst sich auf, und aus einem alten Kinderbuch steigen erheiternde Bilder: Alice im Wunderland – das Grinsen der Tigerkatze – Dr. Servant – die Tigerkatze – Lächeln – Grinsen. Es ist zu komisch: Keine Grübeleien, Wohlbefinden. Und ich döse, nehme undeutlich wahr, wie die Sonne hinter dem Horizont versinkt, der Abend heraufzieht...

Ein Gong ertönt und in den vibrierenden Nachhall Veras perfekte Stimme.

„Dr. Brandt, eine Dame möchte Sie über Visophon sprechen. Sie heißt Glenn und lässt sich nicht abweisen. Darf ich Sie verbinden?“

„Ja!“ Natürlich will ich sie sehn, mit ihr sprechen. Etwas in meiner Erinnerung hat sich beim ersten Anblick Veras gelöst, kein Zufall, die Ähnlichkeit muss von Dr. Servant gewollt sein. Die wahre Glenn soll mir helfen, die Dinge zu ordnen. Und da sitzt sie in einem der bequemen körperplastischen Sessel, sportlich elegant und gleichzeitig lässig wie eine Katze, trägt in der Tat einen Hosenanzug, mauvefarben, fast wie ihre technisch perfektere Nachahmung. Die linke Hand auf der Seitenlehne, die rechte am Stiel eines halbgefüllten Weinglases, schmale, gepflegte Hand auf hellem Damast, silbern lackierte Nägel, am Ringfinger der Smaragd, den ich ihr in Rio kaufte.

Damals begleitete sie mich zu den Verhandlungen. Der Stein war ein angemessener Lohn für ihre Gegenwart, ihre Dienste, selbstverständlich neben der monatlichen Zuwendung und der Miete für ihr Appartement. Ich registriere silbernes Besteck, eine nachlässig gefaltete Stoffserviette, als habe jemand sie für den ersten Gang entfaltet und dann, durch irgendein Ereignis unterbrochen, wieder zurückgelegt, daneben ein zweites Glas mit Wein.

Wir beide blicken in diesem Moment auf das zweite Glas, untrügliches Zeichen, dass sie nicht allein ist. Unwillkürlich greift sie danach, schiebt es von sich fort, als wolle sie es aus dem Blickfeld entfernen. Glenn, Glenn, so klug und schlau, wie du bist, solltest du wissen, dass die Bild- erfassung deiner Handbewegung folgen wird, mit dem Glas hin zu der kurzfingerigen, tatkräftigen Männerhand, die sich auch sofort um den Kelch schließt, ihn fortzieht aus meinem Gesichtsfeld. Glenn strahlt mir ein gekonntes Lächeln zu:

„Oh Jason, wie ich mich freue, dich auf dem Wege der Besserung zu sehn. Nur durch Zufall habe ich von deinem schrecklichen Unfall erfahren, nachdem du seit einem halben Jahr nichts mehr von dir hören ließest. Seit über einem halben Jahr!“

Sie schaut mich vorwurfsvoll an, und ich bin geneigt, ihr Recht zu geben, wenn sie sich anderweitig orientiert. Nur so hat unser Verhältnis bisher funktionieren können, wie jede gute Geschäftsverbindung: vertraglich abgesicherte Nutzung mit vollem Finanzausgleich. Sie führt das luxuriöse Leben, das ihrer Intelligenz und Schönheit entspricht und verzichtet dafür, wenn ich es wünsche, auf einen Teil ihrer Freiheit. Ich verfüge bei Bedarf über eine attraktive Begleiterin für gesellschaftliche Veranstaltungen und Reisen, die meinem erotischen Geschmack und meinen sexuellen Bedürfnissen entspricht.

Cybersex, diese elektronische Form der Selbstbefriedigung schätze ich nicht. Erotische Ausflüge mit virtuellen Gespielinnen belustigen inzwischen den Pöbel, sie sind für mich längst keine Alternative mehr, waren es nicht einmal nach dem Tod meiner Frau. Man nenne es nicht Prostitution. Fast jede Partnerschaft, jede Ehe funktioniert unausgesprochen auf dieser Grundlage, und wenn sie scheitert, dann vor allem aufgrund von Heuchelei. Glenn scheint meine Gedanken zu erraten: „Übrigens wohne ich noch im gleichen Appartement, zu gleichen Bedingungen.“ Ich verstehe, sie will mich informieren, dass sie immer noch von meinen monatlichen Zahlungen profitiert, ohne es offen vor ihrem unsichtbaren Tischnachbarn auszusprechen. Ein verstecktes Angebot, unsere Verbindung wieder aufzunehmen.

„Manchmal fällt mir das Dach auf den Kopf, und ich muss meine gesellschaftlichen Beziehungen pflegen. Heute abend zum Beispiel gehe ich aus, eine Kleinigkeit essen und mich unterhalten.“ Eine großzügige Handbewegung zur Seite und

nach hinten, dabei habe ich es längst erkannt, die altertümlichen Sitzmöbel, silberne Bestecke, Tischwäsche und Servietten von Damast, die grüne Insel in der Raummitte, schließlich der künstliche Wasserfall neben dem Fenster mit Blick auf den Pazifik. Es kann sich nur um einen sündhaft teuren Club wie den *Old Style* handeln.

„Glenn, was ist passiert? Warum habe ich nichts von mir hören lassen? Erzähl mir alles!“ Meine ersten vollständigen Sätze seit... ja, seit ich mich nicht mehr erinnere, eine heisere, flehende Bitte, die sie erfüllen muss. Ich sehe ihr direkt in die Augen, halte ihren Blick fest. Die Augen sind schöner, lebendiger als bei Vera, der perfekten Nachahmung. Doch jetzt verschließt sich etwas hinter den Pupillen, der Blick wird starr, ablehnend.

„Es tut mir leid, ich kann dir nichts sagen, vielleicht später...“ Später! Das hat mir Dr. Servant auch versprochen. Und mit einem Male begreife ich. Es ist ein abgekartetes Spiel: Man hat Glenn bewogen, mich anzurufen, aber warum? Nur um eine alte oberflächliche Beziehung wieder anzuknüpfen? Ich verstehe immer weniger.

„Auf Wiedersehn Glenn,“ sage ich lahm; „es freut mich, dass du mich angerufen hast.“ Auch Glenn freut sich gekonnt, ehe sie die Verbindung unterbricht. Das Gespräch hat mich erschöpft, und eine Weile liege ich regungslos, will nicht weiter daran denken – vergeblich. Immer wieder taucht ihr Bild aus dem Dunkel auf, schiebt sie das Glas hinüber zu einer kräftigen Männerhand, verschließt sich ihr Blick.

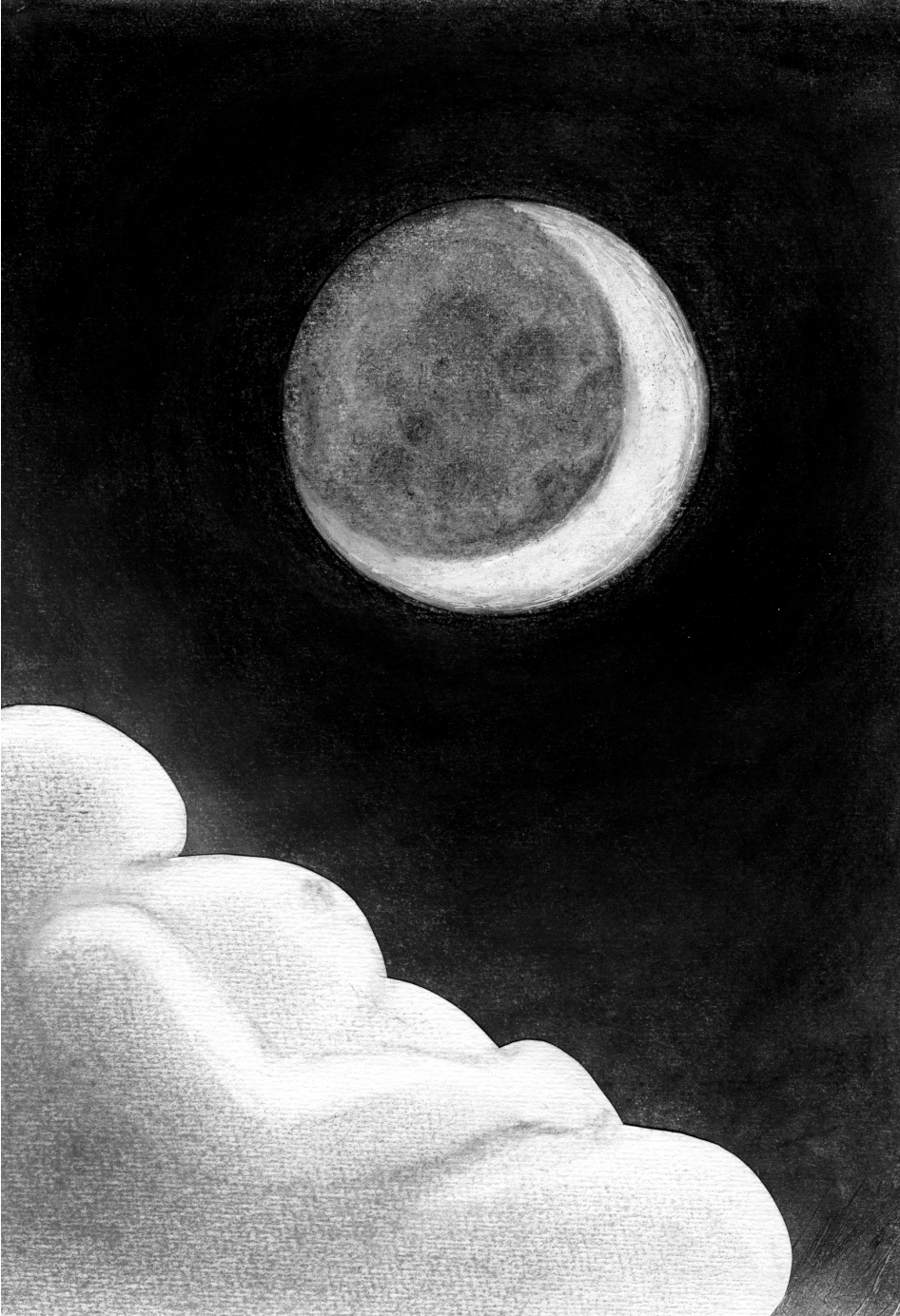
Musik wird mich von unangenehmen Gedanken ablenken und entspannen. Ich wähle auf gut Glück aus dem laufenden Klassikprogramm und schließe die Augen. Kontrapunkt: Geistliche Chormusik des Barock, normalerweise beruhigend auch für Agnostiker. Indes, diese Klänge beruhigen nicht. Mein Interesse ist geweckt, und ich lasse die Daten mit Partitur, Originaltext und englischer Übersetzung abbilden.

Es handelt sich um eine Bachkantate, wie ich richtig vermutete, und während eine drängende Bass-Arie anhebt, lese ich *An irdische Schätze das Herze zu hängen, ist eine Verführung der törichten Welt und Ach, wie flüchtig, ach, wie nichtig ist der Menschen Leben.*

Das ist nicht die Botschaft, die ich hören will! Ich beende die Übertragung und liege wieder im Dunkeln, starre durch das Fenster auf den nächtlichen Himmel, sehe einer Wolke zu: Sie schiebt sich vor den Mond, verdeckt ihn für eine Weile und gibt ihn wieder frei. Draußen muss es stark wehen. Langsam wandert der Mond am Fenster entlang, Gefährte der Liebenden. Von fern erinnere ich mich – er schwamm in ihren Augen, damals, als wir beieinander lagen und die Nacht kein Ende nehmen wollte – und rufe mich sofort zur Ordnung. Was ist mit mir und meinen Gedanken? Nie hätte ich früher so über den Mond gesprochen; ich verachte minderwertiges weibliches Denken in diesem Zusammenhang. Der Mond ist ein kaltes, lebloses Gestein, wie oft habe ich es meiner Frau gesagt...

„Beth, komm herein, du erkältest dich!“

„Noch nicht, die Nacht ist so schön; sieh nur, wie hell der Mond heute scheint. Vollmond ist für mich jedes Mal ein Wunder.“ Sie steht im ärmellosen Nachthemd auf der Terrasse, die weit ausgestreckten Arme zum Himmel erhoben. Es ist in der Tat Vollmond. Ein silberner Schein liegt auf ihrem gelösten Haar, umfließt die weichen Rundungen ihres Körpers. Für meinen Geschmack zu weiche Rundungen, und auch die Oberarme könnten schlanker sein. Aber damit muss ich mich abfinden. – „Geld macht schön“ – mehr hat Denis nicht gesagt, als ich ihm ihr Bild zeigte. Denis und ich. Wir glichen uns auch im ästhetischen Urteil. Natürlich ist Schönheit eine Geschmacksfrage, und andere mögen sie



sogar hübsch finden mit ihrem sanften, runden Gesicht, den weichen Formen...

Sie wendet sich um, mustert mich mit traurigem Kuhblick.

„Ich heiÙe Elizabeth, E l i z a b e t h; wann wirst du dir das merken!“ „Lange Namen sind Zeitverschwendung, – und Diskussionen darüber noch mehr!“ schneide ich ihre Entgegnung ab. Es hat keinen Sinn, ihr zu erklären, dass der Mond kein eigenes Licht besitzt, dass er ein lebensfeindlicher Gesteinsbrocken ist, dessen Oberfläche von der Sonne über 120 Grad Celsius aufgeheizt wird. Wenn er denn scheint und nicht schwarz in absoluter Weltraumkälte liegt. Unsere Astronauten sind jedes Mal froh, wenn sie nach endlosen Monaten die Station wieder verlassen können. Im Grunde weiß sie es, aber ihre Natur, ihre verdammte sentimentale Natur...

„Du hast ein hoffnungslos romantisches Gemüt!“ sage ich zu ihr. Sie will antworten, hebt dann resignierend die Schultern und folgt mir ins Haus. Während der nächsten Stunden sitze ich an meinem Schreibtisch und arbeite den Vertrag zwischen der Behörde und GEN-IM aus. Eine junge, vielversprechende Firma, die GEN-IM-Corporation. Ich vergleiche die Daten, rechne und lehne mich zufrieden zurück. Meine Beteiligung sollte sich bald amortisieren, mich unabhängig machen. Ich blicke zur Decke, höre für eine Weile das Hin und Her ihrer FüÙe, dann ist es still. Zeit auch für mich, schlafen zu gehn...